

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

Copyright 1914 by Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig. Gesetzliche Formel für den Schutz des Inhalts in den Vereinigten Staaten von Amerika.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und diesem Abschied folgte ein anderer. Noch ergreifen-der vielleicht. Zum letzten Male waren sie ja hier alle beisammen in der Dorfgemeinde, die friedlich miteinander gehaust, so lange man denken konnte. Durch Bande der Verwandtschaft und Freundschaft waren sie fast alle untereinander verknüpft, eng verwachsen seit Geschlechtern schon. Nun kam der Tag, der sie voneinander riß und hinausstreute in alle Winde wie eine Handvoll Spreu. Denn hier und da hin trieb die heimatlos Gewordenen nur das Schicksal. Einige wenige nur hatten noch Platz zum Siedeln gefunden droben im Oberdorf oder unten in dem neu erstandenen Industrieort Reuschfelde. Die meisten legten das Leben hinweg, nie wieder würden ihre Wege sich kreuzen. Von Scholle und Haus, von Freundschaft und Familie gerissen —, das war das Los derer von Rüdig. Und in ersten, wetterharten Männergesichtern glänzte es feucht, wie es nun an dieses Scheiden ging in den Trümmern des alten Gotteshauses.

Da wandte sich Ete von Selbach still ab. Es lam ihr ein Gedanken. Noch einen andern Abschied gab es, an den sie alle nicht dachten in ihrem Leid, da drüben! So schritt sie hinaus, zu dem Friedhof, der die Kirche umgab. Da lagen sie, unter blühendem Hollunder und erstem Tagesgrün, die stillen Schläfer, die vordem über diese Erde geschritten. Nun würden auch über ihre Hügel die dunkeln Wasser rauschen und ihnen ein Schlummerlied singen.

Langsam ging Ete so über den Gottesacker, bis hinten zu der besonders umfriedeten Familiengruft, wo „die wohl- edlen und ehrenwerten Herren von und zu Grund“ lagen, seit mehr denn vier Jahrhunderten. Und sie wandelte die lange Reihe der hohen Grabplatten an der Mauer entlang, moosbedeckt, mit seltsam verschnörkelten Ornamenten und verwitterten Inschriften. Bis hin zu der letzten in der Reihe, die den Namen „Demmer von Grund“ trug. Lange stand sie dort und blickte auf die Züge der Inschrift. Nun würde auch dieser Name ins Dunkel versinken wie der Boden, über den seine Träger dahingeschritten mit starken Herrenschritten.

Doch endlich wandte sich Ete ab und ging zurück durchs Dorf. Ueberall begegneten ihr jetzt Familien, das Bündel in der Hand, oder auf hochbeladenem Wagen neben ihrer Habe. Denn es galt, sich zu eilen. Noch heute würden die Leute kommen, die alles für die Sprengung morgen vorbereiten sollten. In derselben Stunde, wo morgen drunten das neu erstandene Riesenwerk der Sperre seine feierliche Weihe empfangen sollte, würde hier die Vernichtung ihr Werk vollenden.

Einer Flucht vor dem hereinbrechenden Feinde gleich das Hasten in der letzten Stunde des Driß. Staunend hielt Ete daher bei ihrem Abschiedsgange fest den Schritt an. Vor einem Hause stand noch ein Wagen, nahezu voll beladen. Nur letztes Gerät trugen ein paar Männer noch herzu, in größter Eile. Der Spitz vor seiner Hütte sah es mit steigender Erregung an. Bei jedem Gegenstand, den sie aus dem Hause trugen, heulte er kläglich auf, als würde ihm damit ein Stück des festen Bodens nach dem andern unter den Füßen fortgerissen. Und nun verkroch er sich mit klirrender Kette, ängstlich winselnd, in der hintersten Ecke seiner Hütte.

Im seltsamen Gegensatz zu all dem stand die Ruhe einer alten Frau, die auf dem Bänkehen unter der Linde vorm Hause saß mit still gefalteten Händen. So blickte sie geneigten Hauptes vor sich hin, als berühre sie das hastende Treiben um sie her gar nicht.

Genauer unterschied Ete jetzt die Züge der Greisin und erkannte die Reusch-Mutter. Da trat sie zu ihr hin mit freundlichem Gruß.

Die Blinde hob fragend den Kopf.

„Ich bin Ete von Selbach.“

Die Greisin nahm ohne Ueberraschung die ihr gebotene Hand.

„So sind Sie doch auch gekommen, um Abschied zu nehmen? Ja, ja — es hat sich vieles geändert seitdem.“

Und das Kind sank ihr müde auf die Brust.

Ete blickte sie an in mitleidsvollem Verstehen.

„Sie haben Schweres durchmachen müssen auf Ihre alten Tage, liebe Frau Reusch.“

Die Blinde nickte traurig.

„Ich hab's ja immer gesagt: es bringt kein Glück. Nun hat es ihnen auch keines gebracht — allen dreien nicht. Ich alte Frau bin allein hier übrig, die längst schon hätte gehen sollen. Aber wie Gott will.“

Beide schwiegen sie in erstem Sinnen, dann aber beugte die Blinde ihr Haupt vor und atmete tief. Ein sanft verklärter Schein flog über ihre Züge.

„Was die Linde schön duftet! Das ist alle Jahr' um diese Zeit immer meine größte Freude gewesen. Seit meinen Kinderjagen an. Nun nehme ich diesen Duft in Erinnerung mit mir fort, als letztes Geschenk der Heimat, in die Stadt.“

„Wie? Sie wollen in die Stadt ziehen?“

„Mein Bruder will es so. Er langweilt sich hier, jetzt, wo er nichts mehr zu tun hat.“

„Aber das wird Ihnen schwerfallen, liebe Mutter Reusch. Auf ihre alten Tage noch.“

„Freilich. Und ich hätt's ja auch nicht gebraucht. Der Herr Bertsch hat mir Unterkunft angeboten in seinem Hause, aber ich mochte doch meinen Bruder nicht allein lassen.“

„So, der Herr Bertsch —“

„Ja, wir haben uns nämlich etwas aneinander gewöhnt, diesen Winter. Am Weihnachtsabend war's, da kam er zu uns. Lassen Sie mich ein Stündchen bei Ihnen bleiben,

„Reusch-Mutter,“ sagte er zu mir, „sonst packt mich noch das graue Elend, da droben in meinem einsamen Hause; man sitzt ja schon genug allein, Abend für Abend.“

Von Eke von Selbach kam kein Laut, da fuhr die Blinde fort:

„Da hat sich's denn halt so gemacht. Er ist öfter einmal gekommen, der Herr Bertsch, und schließlich hat er beinahe jeden Abend hier gegessen. Sie sind doch wenigstens ein Mensch, Reusch-Mutter, mit dem man reden kann. Ueber alles, wenn's sein muß,“ sagte er mir einmal. Und er hat mir denn auch so manches erzählt, wovon er wohl sonst nie zu einem Menschen ein Wortlein gesagt. Bin ja freilich auch schon seiner Mutter selig die beste Freundin gewesen.“

Noch immer schwieg Eke. Aber ein schwerer Atemzug klang herüber zu der Greisin. Da wandte diese die lichtlosen Augen zu der jungen Frau hin.

„Er ist ein guter Mensch, der Herr Bertsch. Es versteht ihn wohl so mancher. Denn er ist hart und rauh nach außen. Es ist wahr — auch er hat seine Schwächen, und es ist heißes Blut in ihm. Das hat ihm wohl schon manchmal bitter Leid eingebracht. Ihm und andern. Aber ich meine: das kann halt nicht anders sein. Leute wie er, die so Großes vollbringen im Leben, haben eben eine überschäumende Kraft. Die macht sich einmal Luft, hier und da. Aber wer ihm das zur schweren Schuld anrechnet, der tut ihm unrecht. Ganz gewiß.“

Wie ein leises, eindringliches Mahnen klang es. Da ging ein Regen durch Eke von Selbach.

„Ja, wenn jeder dächte wie Sie —“

Und sie reichte der Greisin die Hand.

„Leben Sie wohl, liebe Frau Reusch. Sie werden glücklich sein, wo Sie auch weilen, denn Sie haben das Beste in sich, was uns Menschen gegeben werden kann — die Güte, die alles versteht.“

Mit einem langen, schmerzlichen Pressen umfing die junge Hand die welken Finger, dann ein leises Aufrauschen der Gewänder — die Reusch-Mutter saß wieder allein unter der Linde.

*

Eke von Selbach stand auf dem Falkopf. Gerade ihr zu Füßen lag drunten der Ort, dessen Stunden nun gezählt waren. Regungslos blickte sie auf die ausgestorbenen Gassen, die verlassen Häuser. Und jener Stunde mußte sie denken, wo sie hier oben mit Gerhard Bertsch gestanden, wo er ihr den großen Plan enthüllt.

Nun war zur Wirklichkeit geworden, was damals nur erst in seinen kühn hinflüsternden Gedanken lebte. Das Große war vollbracht. Aber wie anders, als sie beide es sich damals gedacht — Hand in Hand, mit hochaufschlagendem, glücksgewissem Herzen.

Mit einem leeren Blick schaute sie hinaus über die totgeweichten Gründe drunten, die zum letztenmal der goldene Sonnenschein liebte. Doch nun riß sie ein lauter Wehruf aus ihrer Versunkenheit. Von weit her, aber deutlich vernehmbar: Fanfarengeschmetter, dann ein Choral. Feierlich wallten die ersten, vollen Mänge über das schweigende Tal hin und kehrten in schwächerem Widerhall von den Bergwänden zurück. Drunten an der Sperrmauer begann die festliche Einweihung.

Weit beugte sich Eke über die Brüstung vor. Auf der Höhe neben dem Staudamm ward ihr das buntbewimpelte Festzelt sichtbar. Da zuckte es um den herben Frauenmund. Nun verlebte er dort die große Stunde seines Lebens unter den Tausenden, deren bewundernde Blicke an ihm hingen. Nur sie war ihm fern. Und wie in einer Vision sah ihre Seele, die es in leidvollem Suchen zu ihm hintrieb, was sich dort begab.

Eine glänzende Versammlung, Männer von hohem Rang in jener Welt des äußeren Scheins, mit vornehmer Würde im Schmutz glitzernder Orden und goldprunkender Uniformen. Und zwischen ihnen er — in schlichtem, schwarzem Gewand, aber auf der kühn gewölbten Stirn das höchste Ehrenzeichen, das keine Fürstengnade verleihen kann.

Nach Trompetengeschmetter und Choralklang die großen, tönenden Worte, die dem vollendeten Werke galten, seine gewaltige Bedeutung den herbeiströmenden Tausenden kundgeben. Zwischen den stolz hinrollenden Lobhymnen auf den unaufhaltsam vorwärtsdrängenden Siegeszug der Technik freilich auch ein ernster, stiller Seitenblick hin zu dem, was

gefallen war unter dem malmenden Tritt des neuen, eisernen Zeitalters: den Männern von Rüdiger und ihren Leidensgefährten im Rauhen Grunde, die von ihrer Scholle hatten gehen müssen, ein ehrendes Gedenden ihrer schweren Opfer: „Sie gaben der Ahnen Gräber und den eigenen Verd.“ — Doch von den Besiegten hin zum Sieger! Und nun richteten sich die Augen all der Tausende auf ihn, zu dem sich jetzt der vornehme Sprecher wandte, mit huldvoll anerkennender Gebärde. „Da steht er vor uns, der Mann, dessen Haupt der schöpferische Gedanke entsprungen! Seine gigantische Wucht überkommt uns heute voll angefrachtet dieses Riesenwells aus Quadern, die dem Anbränden eines entfesselten Ozeans trogen zu sollen scheinen. Mit fast vermessener Kühnheit erfonnen, doch mit kühlem Scharfsinn durchdacht in seinen Einzelheiten, und mit stählerner Energie dann durchgeführt, allen Hindernissen zum Trotz, in jahrelangen Mähen, so steht heute das vollendete Werk vor uns — sich selber zum Ruhme und dem Manne, der es geschaffen!“

Und wieder Fanfarengeschmetter, brausende Zurufe der Tausende, aber starr steht der, dem die Huldigung gilt. Blau im Bewußtsein des Augenblicks, doch im Antlitz jede Muskel gestrafft und um die Mundwinkel einen fast herben Zug. Jubel der Menge — nie hat er danach gezeigt. Er weiß, was er wert ist! Und der blendende Ordensstern, den ihm jetzt die Hand des vornehmen Redners an die Brust heftet — was soll ihm das, dem Manne der Arbeit? Wohl hat er sich einmal einen Lohn gedacht in dieser Stunde am Ziel. Aber wo waren die Augen, deren stummes Aufleuchten über die Köpfe der Tausende hinweg sein Herz voller Stolz hätte aufschlagen lassen? —

Und die, der sein Gedenden galt inmitten des brandenden Festjubels, saß einsam in selbstquälerischem Gräbeln. Warum hatte alles so kommen müssen? Ach, daß sie damals, wo sie ihr Schicksal noch in der Hand gehabt, so töricht unerfahren gewesen war! Sich selber und dem Manne gegenüber. Warum war ihr damals noch nichts zu eigen von dem Wissen, das ihr dann die Ehe gebracht, in bitterem Leid? Warum nicht ein Funken nur von dem großen Verstehen der alten Frau da drunten, die mit einem einzigen klugen Wort den Schlüssel gefunden zu seinem Wesen, das sie erschreckt und davongeheuchelt hatte damals im Aufbäumen ihres törichtigen Mädchenswizes. Warum — warum nicht?

(Fortsetzung folgt.)

Die Letzten von Winded.

Von Otto Braun.

(Schluß.)

„War um des Meien Beginn, da sich zu erfüllen anhub, was der Herr über Winded beschloffen, des Geschlechtes Schuld zu sühnen. Stand um die Auffindung des hochheiligen Kreuzes die Welt rings in einem Blühen, so man schöner sich nie gesehen zu haben erinnern vermochte. Da nun an jenem Tage begann auch der Jungfrau Ise Weidlich sich zu vollenden. Es schied sich ein Ding auf manderlei Weis. Des einen Unstern kommt stoffelweis und allgemach, und einen andern überfällt sein Unglück als eine Meute wilder Tier. Also ist es mit Jungfer Ise gungen. Da der Junker Arnfried von einer Jagd heimkehrt und nach ihr fraget, ihme aber bedeutet wird, sie sei auf den Turm gestiegen, ist er desselbigen Weges. Sind die beiden nach Verlauf einer Stunden herabgekommen, vor dem Schreiber dieler Chronika, dem Gott eine selige Urständ schenken wolte, ein Eheversprechen zu besiegeln, also, daß der Junker zu ihr und sie zu dem Junker halten wolte, bis sie vor dem Altar zusammengegeben und darüber bis an ihr Lebensende. Waren ein Pärlein, wie von Gott für einander geschaffen, den Schwälblein vergleichbar, so an der Hauswand ihr Nest zu bauen fliegen. Bescheidenlich sei dem Chronisten zu mutmaßen verstatet, daß folgend Zusammentreffen dem Junker die Junge gelidiet, also daß er sich zu lagen getrauet, was ihme das Herz schon länger beschwert haben mochte. Sollte zu jener Zeit nämlich der Junker Wolf, so an drei Jahren in der Fremden geweliet, zurückkehren, und wolte wohl der jüngere Arnfried vordem sein Glück gesichert wissen. Vergingen ein Wochen auf zwei in eitel Lust und Wonnen. Aber zu Jubilate ist Junker Wolf aus der Fremden heimgekehret auf sein väterlich Schloß, allwo ihme Mutter, Bruder, Jungfer Ise ingleichen das Ingeind einen gar festlichen Willkommn bereitet haben. Dieß es aber der Herr geschehn, daß ihme heisse Leidenschaft zu seines Bruders angelobter Braut, so er lange Jahre nicht gesehn, ins Herze gefallen ist, bergestalt, daß er, an raschem Wesen und jedem Handeln seinem Vater nicht unähnlich, seinem Begehren nicht zu gebieten vermochte, vielmehr den Versuch gemacht hat, die Jungfrau Ise zu überreden, von seinem Bruder abzulassen und ihme, Wolf, zu folgen, maßen

er lieber die ewige Seligkeit denn seine Lieb zu ihr abzuschwören willens sei. Hat aber die Jungfrau ihr Versprechen treulich gehalten und mit heißen Zähren allein dem Chronisten pflichtmäßig des Junkers Ansinnen kundgetan, bittend, ihr aus solcher Not ein Pförtlein zu weisen. Worauf der Chronist dem Junker Wolf Klug in Klug sein Tun verwiesen, ihm vorstellend, er solle sich nicht in den Banden einer frevelhaften Leidenschaft verstricken lassen und ihn heiß bittend, nicht Unfrieden zu stiften sondern eingedenk zu sein unseres Herren Gottes Gebot, so da lautet: Du sollst nicht deines Nächsten Weib begehren. Hat der Junker versprochen unter Tränen, er wolle Einkehr in sich halten. Verflucht sei die Stunde, da der Junker in dir, böse, arge Welt geboren ist worden. O ihr Berge und Hügel, fallet auf ihn am Tage des jüngsten Gerichts und berget ihn vor dem Jörn des grimmigen Richters, der auf den Wolken sitzen wird. Denn am Tage nach dem Sonntage Rogate hat der Versucher Gewalt über den Junker bekommen also daß er dem Bruder, so zu Roß die Burg verlassen hatte, die Heimkehr geweigert hat, indem er die Bräuden aufgezo-gen, die Tore verschlossen und die Burg wie vor einem Feind gegen eine Belagerung begonnen hat zu verwahren. Hat alles Flehen an dem grausamen Werk nichts zu ändern vermocht. Dem Junker, so an einjhmehelndem Wesen und einnehmenden Willen absonderlich herfürragte, sind die Herzen gleich einem Schwarm Tauben, so die Wäurin locket, zugeslogen, und ist das ganze Burgesind auf seiner Seiten gestanden. Da aber der Junker Arnfried vor die Burg geritten, ist er erstaunet vor Schrecken und Entsetzen, da er sich solchen Wesens von seinem leiblichen Bruder nicht versehen hat. Und erwies sich zum andern Mal, daß der Apfel nicht über den Schatten des Baumes hinauskrollt, indem Arnfried sich unter teuren Eiden verschworen, daß ihm das Herz stillestehn solle, so er den Schimpf und sein verraten Glück nicht blutig rächen werde. O Welt, du machest aus uns einen finstern Abgrund, ein elendes Erbreich, ein Kind des Jornes. Wer dir gedienet, dessen Seel kommt nach dem ewigen Urteil dereinst in Höllebrand . . .

Wild prasseln im Kamin die Schritte. Die Flammen reden sich, bucken sich, sprungen wieder hoch. Ich schau in die unruhvolle Glut, die sich verzehrt in rastloser, seltsamer Selbstverrichtung. Das schießt und wirbelt durcheinander und kracht und knackt und fällt zusammen und springt wieder auf, und tausend Gesichter, eins über dem andern, gaukeln in der augenverzehrenden Glut. Den alten Kerschensbeißer hat seine Gottinnigkeit schier verlassen. Der Böse treibt sein Wesen auf Windel. Die Leidenschaft flammt zum nächsten Frühsonnmerhimmel. Ein junges Weib ringt die Hände. Eine Mutter steht. Ein junger Wolf flischt die weißen Zähne. Der Tod hält Ausschau vom Luginsland. Die blinden Tiere der Sier und der Nacke gehn um. Aus den Scharten glozen die Karttaunen. Im Hofe hallt der Stahl, geschwungen vom prüfenden Arm. Wachtfeuer brennen, der Schleifstein sprüht Funken. Hörnergellen Rennen von Troßbus und Knecht, Aufgestampft, Gewieher und Gebell. Unter dem Entsetzen und Vernichtenswollen steht ein Mägdelein, von Schmerzen zerrissen und vom Entjagen gebenedet, denn höret und befreuziget auch: Auf Sturmfüßchen ist ihr Herz davongeflogen und schreit wie ein vertriebener Vogel um sein zerstörtes Nest bei Tagesfrauen und Abenddämmern, bei Sonnenglanz und Sternenschein nach der Liebe des Eines, des Eines. Und der Eine ist nicht Arnfried, der Treue, dem dies Herz angelobt ist, sondern der andere, der Herrliche, der Stärke, der Starke. Aber die Jungfrau liegt vor dem Madonnenbild und betet: Heiligste Mutter Maria, laß nichts helfen können, wie ich ihn liebe! Nimm mein Leben, aber laß mich nicht treulos werden. Und ein Ritter trägt mit seinen Armen ein Bartamentrohr über den Schloßhof, das drei Nechte nicht von der Stelle rühren können. Sagt, dort steht es nicht recht und dort nicht recht und trägt und wuchtet, um es wieder und wieder zu verrücken. Ach, das Rohr steht recht an jeder Scharte, Ritter Wolf, aber heißes Blut muß im Foch gehn, sonst sprengt es die leichten Fesseln. Und aus des Burgkaplans alter, trauriger Schrift, die so nüchtern einen Buchstaben neben den andern malt, klingt in aller Jungen Süßigkeit Jung-Jlles Gezeleid, das dem alten Chronisten vertraut gewesen sein mochte wie die heiligen fünf Wunden. Ach, und wie der fromme Mann sich müht, nicht nach den grausen Rätseln der Vorsehung zu fragen! Und wie er sich doch nicht enthalten kann zu schreiben: Mägdelein mit den Blauaugen, warum mußt du solches leiden, da du keinem Tierlein über den Weg gängen bist? Und nun das Schwerste kommt, kirt Kerschensbeißers Wort wie Stahl, und hinter dichten Visier birgt sich seine freundliche, biedere Seele.

„War am Tage vor Trinitatis, da der Junker Arnfried mit vielem reißigen Volk, so er zum großen Teil aus Bettlern und Landstülzern gebunden, ingleichen mit Sturm- und Schanzzeug, so er auf seine Kosten zusammengeführt, gegen Windel an-gangen ist, dabelst eine Belagerung oder Verennung gar wohl erwartet worden war. An diesem Tage ist die Jungfrau Ilse zu dem Schreiber dieser Chronika kommen, bittend, ihr die heilige Weicht abzunehmen und den Weib des Herrn zu reichen. Hat um die Mittagsstund des folgenden Tages der Junker Arnfried be-gonnen, sein Volk gegen die väterliche Burg zu führen und die ersten Schuß aus seinen Stücken zu lösen. Hat mehrere Tag gedauert, ohne daß eine der Parteien einen merkbaren Vorteil über die andere gewonnen hätte, derowegen sich der Belagerer Stükmeister ver-schrieben. Hat zwar, bis solche aus Nürnberg herankommen sind, der grobe Kampf ein paar Wochen ausgehelt. So dann aber der Feind

begunnt, mit Zwanzigpfündern wider die Burg zu schießen, sah man des Kampfes ein grausam End Stund vor Stund näher heranrücken. Am andern Tag, da der Morgenstern im Osten herfürfaderte, sah man den Rittersaal in vollen Flammen stehend, aber niemand, der Zeit zu Löschten gefunden. Hätte man solten festiglich glauben, daß es zweierlei Menschen in der Welt gäbe, so nicht einerlei Geschlechts von Adam her, sondern wilde und zahme wären wie unvernünftige Tier, weil sie einander so grau-sam verfolgen. Da es nun zum höchsten gekommen und der Kampf um das Tor mit den Handwaffen begunnt, hat man vom Lugins-land Hornstöße vernommen und h'nauffschauend hat man die Jung-frau Ilse gesehn, so hoch auf dem Mauerkranz gestanden ist, hinter sich den alten Wärtel, worauf der Kampf nachgelassen, mahen der Feind vermeinet, es soll von Uebergabe gesprochen sein. Da nun alle, Freund und Feind, auf den Turm geblickt, hat die Jungfrau die Arme gen Himmel gebreitet, einen Schritt vor sich getan und hat sich mit freiem Willen in die Tiefen gestürzt, allwo sie zerschmettert und ohne Leben aufgefunden worden. Sol-ches Opfers hat sich die Vorsehung bedienet, einen Brudermord zu hindern, wie dann Arnfried seine Leute von der Stell des begonnenen Werks entlassen hat. Haben sich an der Leiche der Jungfrau die Brüder die Hand zur Versöhnung gereicht. Hat sie keines seither mehr lachen sehn. Sind vielmehr in jungen Jahren, der ältere in Nacht des Geistes, der jüngere auf dunkle Weis im Busch, verstorben . . .“

Ohne ein versöhnend Wort bricht die Chronik ab.

Nur unten in einer Ecke der letzten Seite stehen noch feint und zierlich, zerschliffen und verblaßt, ein paar verschlungene Zeichen: Posui finem curis. Spes et fortuna, valete: Ich habe den Sorgen ein End gemacht, Hoffnung und Glück, fahret dahin. Wer es ge-schrieben, wird nie jemand wissen. Ohne Halt, ohne Zusammen-hang steht das. Tränenreicher und süß. Niemand weiß, ob der kleine Spruch die schuldlose Selbstmörderin meint, oder ob auch des Chronikschreibers Geschid mit dem ihren verstrickt gewesen.

Erinnerungen eines alten Sanitäters.

In der Handschriftensammlung der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet sich ein unansehnlicher, arg zerkochener Band, der 173 von einer unsehbaren, schlechten Handchrift beschriebene Blätter enthält. Aber diese keineswegs lodende Schale birgt einen überraschend guten Kern. Denn das Buch hat sich bei näherer Prü-fung als ein ungemein fesselndes und höchst wichtiges deutsches Kulturgeschichtliches Denkmal erwiesen. Der bekannte Kultur- und Literaturhistoriker Dr. Ernst Conrath hat es als ein solches erkannt und in Druck gegeben. Es ist unter dem Titel „Meister Johann Diez“ soeben erschienen. Wir kennen bisher keine Lebensbeschreibung, die mir annähernd mit solcher Ausführlichkeit von dem bürgerlichen Leben in der zweiten Hälfte des 17. Jahr-hunderts Kunde brächte wie die Selbstbiographie des Feldschers und Hofbarbiers Johann Diez in Halle. Sie stellt ein rundes, farbenlattes Bild jener Tage, wie sie der Bürger erlebte, vor uns hin und bildet so eine neue Quelle, die unsere Kenntnis von den Zuständen dieser Zeit wesentlich bereichert. In seinem 70. Jahre begann Meister Diez eine treue Beschreibung seines Lebens; „item alles dessen, was er wider die Türken, am Nordpol, in deutschen Gauen und Gassen, unter Soldaten, Räubern und Bürgern, Jungfern und Gespenstern, endlich in seiner Vaterstadt Halle mit zweien Frauen erfahren und so auf dieser Welt insgesamt hat leiden müssen.“ Darin erklärt er an einer Stelle einigen Dres-lauer Barbiergehilfen den Geist der Medizin, wie er ihn begreift: „Nämlich: daß die Universal-Heil-Kur der Menschen hauptsächlich in denen vegetabilibus, Kräutern, Gewächs und Bäumen ver-borgen, weil selbige mit dem menschlichen Leib und Geblüt kon-form. Die Mineralia aber selbigen zu hart, störrig, korrosivisch und mehrenteils gefährlich und tödlich, wenn sie von denen Un-erfahrenen gemacht; ja, wenn sie auch noch so wohl präparieret, dennoch bedenklich wären und etwas Schlimmes hinter sich ließen. Ich machte ihnen weilläufig das Argument, daß unsere ersten Eltern, Adam und Eva, von einem Baum die Sünde in das ganze menschliche Geschlecht gebracht. Von der Sünde läme der Tod und alle Krankheiten des Menschen, nach der Schrift. Vom Christus, unser Heil und Seligkeit, als der rechte Samariter und Arzt zu helfen, habe nach der ewigen Vorsehung Gottes am Holz des Kreuzes müssen leiden und sterben, uns dadurch wiederum von den Sündemünden zu heilen, auch so viel Kraft und Vermögen in die Bäume, Wurzeln und Kräuter gelegt, daß ich dafür halte: Wann wir die erstere Erkenntnis vor dem Fall noch hätten (und nicht verloren), die Kräuter, Blumen und Stauden in ihrer rechten Zeit und Stunde zu kollizieren, wir würden damit große Miracula erweisen. Wie man teils iso noch an einigen, ungelehrten Leuten mit höchster Verwunderung siehet, was sie tun.“ Auch an sich selbst brachte er diese Philosophie zur Anwendung. Davon be-richtet er, als er anno 1786 mit der brandenburgischen Artillerie als Feldscher die Belagerung der Festung Ofen mitmachte und von der roten Ruhr befallen ward, „so heftig, daß jedermann, ich selbst, meinte: ich müßte an dieser schmerzhaften Krankheit sterben. Ich lag im Bett mit alten Lumpen und Säcken bedeckt. Keine Arznei wollte helfen, konnte gar nichts essen, obwohl sonst Schmal-Haut unter diesen regierte . . . Nun, ich sag so da in

meinen Belf und erwartete mein seelig Ende. War sehr maff und schwach; ganz verlassen und hatte keinen, der mir ein'n Trunk Wasser, so ich teuer bezahlen mußte, holte. Da ging ohngefähr ein Musketier vorbei, der hatte ein hölzern Spießchen mit saueren Gurken. Ich raffte und schrie: „Freund, geb' mir auch was, ich will's bezahlen!“ Mein er wollte nicht; sagte: „Wollt ihr was haben, holet's im kaiserlichen Lager an der Donau.“ Ich raffte mich zusammen: alle Kräfte bot ich auf; so großen Appetit zu den Gurken hatte ich. Mehr kriechend als gehend kam ich zu den Marktendern an der Donau, welche ganze Fäß voll hatten. Dieß mir erst vor fünf Ungriß bald einen Hut voll geben, welchen ich mit solcher Begierde ansah, daß ich noch vor zwei Ungriß forderte. Da ward es mir gar kalt im Leibe. Und ich machte mich wieder auf die Heimreise nach dem Lager, gänzlich vermeinend, es würde nun mein Leztes sein. Kam ins Zelt. Da war einer von meinen Kameraden, welcher mich fragte: wo ich gewesen, indem er vermeinet, mich nicht wieder zu finden. Ich sagte ihm, was geschehen. Nun, sagte er, das ist der Nagel zur Sterbekiste, mache dich nun fertig.“ Ich legte mich und bat ihn, mich zuzudecken. So er auch tat, so gut er konnte. . . . Sobald ich mich geleget, bin ich in Schlaf verfallen. Da er gemeinet, ich wär tot. Und habe sechs bis acht Stunden geschlafen. Da war es, als wäre ich neugeboren. Der Schmerz hatte aufgehört; die Hitze war weg, in Summa, ich wurde gesund. Das ließ ich mir ein N. B. sein: was die Natur mit Begier sucht, ist ihre Arznei! — Es hat zwar dies seine Raison; weil die Krankheit sehr hitzig und alle Teile relancierende, die eingemachten Gurken aber kühlend und abstringierend. Doch mag ich dies Recept nicht in mein Receptbuch schreiben, wie jener Doctor: Sauerkraut vor das Fieber!“

Vermischtes.

* Preiswert. Uns wird geschrieben: Zu den Lieblingsausdrücken im heutigen kaufmännischen Leben gehört das Wort „preiswert“ im Sinne von „wohlfeil“, „billig“. Es findet sich namentlich häufig in den auf das Weihnachtsgeschäft bezüglichen Anzeigen, in denen preiswerte Spielsachen, preiswerte Mantel usw. angeboten werden. „Ich verkaufe Ihnen die Schuhe sehr preiswert“, sagt der Verkäufer zu einer Dame, und er meint, daß er die Schuhe besonders wohlfeil verkaufe. Das Wort „preiswert“ hat in neuester Zeit dieselbe Bedeutungsveränderung erfahren, die schon früher das Wort „billig“ durchgemacht hat. Die ursprüngliche Bedeutung von „billig“ können wir noch aus dem Zeitwort „billigen“, sowie aus der Redensart „recht und billig“ ersehen. Vom Standpunkt des Käufers ist ein wohlfeiler Preis ein billiger Preis in der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes, also ein Preis, der nicht teurer ist als sich gehört. Diese Bedeutung des Wortes „billig“ als „wohlfeil“ hat schon im 18. Jahrhundert bei uns allgemeine Geltung erlangt. Man achte nun einmal bei einem Weihnachtseinkauf auf die Sprache des Verkäufers oder der Verkäuferin; man wird finden, daß sie das Wort „preiswert“ in derselben Bedeutung wie das Wort „billig“ verwenden, ja, daß sie uns versichern, daß ein Gegenstand, den sie uns besonders preiswert — also wohlfeil oder billig — verkaufen wollen, eigentlich einen höheren Preis verdienen, also eines höheren Preises wert sei. Derartige Bedeutungsveränderungen, wie wir sie bei den Wörtern „preiswert“ und „billig“ feststellen können, stehen in unserer Sprache keineswegs vereinzelt da. Aus der Bibel ist uns z. B. die Bedeutung der Redensart „schlecht und recht“ bekannt, in der sich noch die ursprüngliche Bedeutung von schlecht (schlicht, gerade, Gegensatz von krumm) ebenso wie in den Ausdrücken „schlechtweg, schlechthin, schlechterdings“ erhalten hat. Wie weit davon ist aber die Bedeutung entfernt, die wir heute mit dem Worte „schlecht“ verbinden! Die Ausdrücke „preiswert“, „billig“ und „schlecht“ stellen also sehr lehrreiche Beispiele für die Bedeutungsveränderungen dar, die viele Wörter unserer Sprache im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben.

Dr. J. St.

* Die Würstchen im französischen Hauptquartier. Das folgende Geschichtchen findet sich in dem Blatt „Paris-Midi“: „General Joffre ist nicht nur ein großer Stratege, sondern auch ein außerordentlich politischer Wirt. Ganz Frankreich weiß, daß der Ministerpräsident Briand nichts höher schätzt als ein Gericht saftig gekochter Würstchen. Was also tut Joffre? Jedesmal, wenn Briand zu einer Besprechung im Hauptquartier erscheint, läßt der Generalissimus ihm die besagten Würstchen vorsehen. Und die Folge davon ist, daß Herr Briand sich jedesmal nach seiner Rückkehr nach Paris begeistert über die Eindrücke seiner Reise im besonderen und die militärische Lage im Allgemeinen ausspricht. Und es heißt, daß auch die anderen Minister Lust bekommen haben, dem Hauptquartier eingehendere Aufmerksamkeit zu schenken.“ Wir wollen die Qualität der Hauptquartierwürstchen nicht bezweifeln. Zweifelhafter erscheint uns ein Verhältnis zwischen Militär- und Regierungsgewalt, dessen Einvernehmen auf ein Gericht Würstchen zurückzuführen ist.

Büchertisch.

— Deutschlands Eroberung der Luft. Die Entwicklung deutschen Flugwesens an Hand von 315 Brieflichen-

aufnahmen, dargestellt von Ingenieur Willi Sackenberger. Mit einem Geleitwort von Hellmuth Dirlh. Sr. Excellenz dem Grafen von Zeppelin gewidmet. (Montanus-Bücher Band 9). Erster Dreißigttausenddruck. Verlag Hermann Montanus, Siegen. Preis M. 2.—. Erst unserem Zeitalter der Technik war es vorbehalten, den alten Harustraum der Menschheit zu erfüllen, losgelöst von Mutter Erde der Sonne entgegenzueilen, im Fluge durch das Luftmeer, dem Adler gleich, mit gewaltigen Schwingen durch die Wolken zu segeln. Was Menschengedanke erfunden, was in ernster zielbewusster Arbeit des Flugtechniklers erbaut, was mit opfermütigem Sinn, nichtachtend Gesundheit und Leben, der Flieger praktisch erprobt, alles das ist heute zur Wirklichkeit geworden. Mit Stolz schauen wir auf die Leistungen unserer Flieger und ihrer Maschinen während des jetzigen, mörderischen Weltkrieges. Mit viel Liebe und Sachkenntnis gibt uns das Werk in Text und Bild einen Ueberblick über das Entstehen und Werden unserer Luftschiff- und Flugzeugtypen. Viele schöne Erinnerungen stolzen Miterlebens und mancherlei früher gehabte Sorgen leben bei der Durchsicht dieses Buches in uns auf. Es ist selbstverständlich, daß dem Bildert ein Vollbild Sr. Excellenz des Grafen von Zeppelin vorangestellt wurde, in dem sich nicht nur die Triebfeder, sondern auch Kern und Wesen unserer deutschen Luftschiffahrt verkörpert.

— Müller, Alfred Leopold, Das Gedächtnis und seine Pflege. Mit 22 Abbildungen. Gebestet 1,00 M., in Leinwand gebunden 1,80 M. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftshelle: Französische Verlagsbuchhandlung.

— „Der Tärmer“ (Kriegsausgabe). Herausgeber J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 M. 50 Pfg., Einzelheft 80 Pfg. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des zweiten Dezemberheftes: Deutschlands Kindern zum Weihnachtsfest. Von Johannes Trojan. — Weihnachten 1915. Von Karl Stord. — Ein Weihnachtsabend. Skizze von Paula Gura-Gwald (München). — America docet. Von J. E. Frhr. v. Grotthuß. — Zur Verdeutschung der Heeresprache. Von Hauptmann G. Goedel. — Der Zug nach Ägypten. — Den matten Seelen! — Die englischen „Friedensstifter“. — Wie denkt man in Rumänien? — Kriegsspiele Weihnachten 1915. — „Mantisch“. — Pantentus und Trojan f. Von R. St. — Kriegsspieler auf dem Weihnachtstisch. Von Karl Stord. — Kampf und Spiel um die Kunst. Von Karl Stord. — Tärmer's Tagebuch: Der Krieg. — Aus der Warte. — Kunstbeilage.

— „Der Krieg 1914/15 in Wort und Bild“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, wöchentlich ein Heft zum Preise von je 30 Pfg.) Neu erschienen Heft 54/56.

— Die junge Wacht am Rhein. Ein Kriegsbuch für die Jugend von Thea von Harbou. Reich illustriert. Stuttgart. Verlag von Levy & Müller. — Die zehn netten, teils ernsten, teils mit Humor gewürzten Geschichten sind nicht nur nach Form und Inhalt gute Erzählungskunst, sie sind auch im Hinblick auf ihren sittlichen und erzieherischen Wert von Bedeutung für die Jugend.

— „Feldraue Geschichten“. Bilder aus der Zeit des großen Völkerringens 1914/15. Ein Jugendbuch von Lehrern und Freunden der Jugend. Mit Illustrationen von W. Merker. Originaleinband Preis M. 3.—. Verlag von A. Anton & Co., Leipzig. — Mit Geschick haben die Verfasser es verstanden, in hübschen Einzelbildern eine Geschichte des ganzen Krieges zu schreiben, in den Deutschland und Oesterreich-Ungarn verwickelt sind. An Abenteuern und überraschenden Situationen fehlt es nicht, und so wird jeder Junge, der dies Buch in die Hand bekommt, sicherlich seine Freude an ihm haben.

— „Wir halten durch!“ Eine Geschichte mit und um Hindenburg. Der deutschen Jugend erzählt von Ottomar Stühr. Mit Bildern von G. Bachem. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

— Weit vom Schuß. Ein lustiges Buch aus ernster Zeit. Von Frhr. von Schlicht. Mit farbigem Umschlag von Ernst Heilemann. — Verlag von Otto Janke, Berlin SW. — Weit vom Schuß spielt der neue Roman von Frhr. von Schlicht. Die Schatten und Lichte, die der Krieg in die kleine, aber seine Provinzstadt wirft, werden von Schlichts Meisterhand höchst humorvoll gezeichnet.

— Jahrbuch 1916 für Deutsche Privat-Beamte. 9. Jahrgang. Herausgegeben vom Direktorium des Deutschen Privat-Beamten-Vereins in Magdeburg. Preis gebunden bei freier Zustellung M. 0,50.

Charade.

Das Erste ist ein Kinderschuh für dich, sobald erwachsen du. Das Zweite kreut den Seemann meist, Sobald er wieder abgereist. Das Ganze liegt im Ocean Und ist nicht frei von Größenwahn. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer! Spiegel — Siegel.